

**Zeitschrift:** Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera  
**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Geschichte  
**Band:** 62 (2012)  
**Heft:** 2

**Buchbesprechung:** Schweizergeschichte = Histoire suisse

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

*Schweizergeschichte / Histoire suisse*

Anne Kwaschik, Mario Wimmer: **Von der Arbeit des Historikers. Ein Wörterbuch zu Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft.** Bielefeld, transcript, 2010 (Histoire Band 19). 440 S.

Wie arbeiten Historiker? Am Schreibtisch und mit Papier, beantwortete Lucien Febvre diese Frage lakonisch (und ironisch). Er glaubte nicht (mehr) daran, von Texten zu Tatsachen zu gelangen, wandte sich von der «lebensfernen Geschichte» ab und auf eine «Wissenschaft vom Menschen» zu. Interdisziplinär und teamorientiert sollte sie sein, ganz im Sinne der Herausgeber des zu besprechenden Wörterbuchs. Aus diesem Grund finden sich darin denn auch Stichworte, die von Geographen, Soziologinnen und Philosophen bearbeitet wurden. Es ist also das Ergebnis einer Anstrengung, die in einer «Werkstatt» (Marc Bloch), der modernen Wirkungsstätte der historischen Forschung, stattgefunden hat. In diesem «der Produktion dienenden Raum» (Richard Sennett) werden auch handwerkliche Fähigkeiten vermittelt. Der Erfolg dieses Transfers hängt davon ab, ob es den Meisterleuten gelingt, ihr Wissen an die nachfolgende Generation weiterzugeben.

Das Bild von der Werkstatt unterstellt, wunderbarerweise, dass Geschichte «gemacht» wird. Dabei sagt es zunächst nichts über Inhalte, sondern richtet den Fokus auf Praktiken und Konzepte. Marc Bloch wusste genau, dass Geschichte stets «eine Wissenschaft im Werden» ist. In seiner Werkstatt sollte man dem Historiker bei der Arbeit zusehen können. Das vorliegende Wörterbuch geht genau von dieser Einsicht aus, es will die Werkzeuge der historischen Forschung inventarisieren: Theorien, Methoden und Paradigmen, aber auch praktische Aspekte und Produktionsbedingungen. Das Wörterbuch versteht sich als Forum gemeinsamen Nachdenkens über «Geschichte als Beruf».

Theoretische Herausforderungen wie das «Kontrafaktische» (Pierre-Michel Menger) und Risiken wie der «Tunnelblick» (Jakob Tanner) werden benannt und durch Selbstreflexionen wie in den «Erinnerungsorten» (Etienne François), «Diskursanalysen» (Philipp Sarasin) und «Imaginationen» (Nathalie Zemon Davis) ergänzt. Dabei unterscheidet das Wörterbuch drei Dimensionen im Begriff des Werkzeugs: *Orte* führen zu Räumlichkeiten, von den Hörsälen («Vorlesung») über die «Bibliotheken» und «Archive» zu den «Buchhandlungen», in denen sich Unerwartetes finden lässt. *Praktiken* bezeichnen Aspekte der Arbeitsweise («Stichprobe», «Peer Review») und der Darstellung von Geschichte («Biographie», «Essay»). *Konzepte* verweisen auf die Theorie historischer Forschung und Erkenntnis («Gedächtnis», «Historische Epistemologie», «Wahrheit»). Zur Illustration und zum besseren Verständnis dieses dreidimensionalen Vorhabens sollen ein paar Beispiele solcher Stichworte respektive Werkzeuge inhaltlich ausgeführt werden:

Astrid M. Eckert, bezeichnet den «Archivar» als «unerlässlichen Partner» des Historikers. Früher selbst historisch tätig, sei er heutzutage aber zumeist «mit anderen Dingen» beschäftigt. Dem Archivar sei der Historiker früher «ein Störfall»



gewesen; Metternich habe verfügt, «ohne ausdrücklichen Allerhöchsten Befehl» nichts aus dem Archiv herauszurücken. So sei dem Historiker nichts anderes übrig geblieben, als sich in die Abhängigkeit der Archivpolitik der Mächtigen zu begeben. Im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts begann sich das Zweigespann aufzulösen. Zwischen den potentiellen Partnern ist wieder eine «wachsende Entfremdung» zu konstatieren, den *archival divide*: Die Geschichte experimentiert seit den 1970er-Jahren mit neuen Zugriffen und lässt dabei die staatlichen Archive vermehrt links liegen. Und das Archiv rückt in Reaktion auf Derrida selbst als Forschungsgegenstand in den Fokus der (Kultur-)Geschichte. Eckert kommt also zum gleichen Schluss wie Francis Blouin: Historiker und Archivare, befindet dieser, «bewohnen schon längst getrennte konzeptionelle Räume», der Historiker ist dem Archivar «nur noch ein 'Kunde' unter vielen».

Nathalie Zemon Davis beschäftigt sich mit der «Imagination». Keine Überraschung, wenn man ihre «wahrhaftige Geschichte von der Wiederkehr des Martin Guerre» kennt und bedenkt, dass die Autorin dieser phantastischen Geschichte auf Vorstellungskraft angewiesen war (und nicht nur ihr Protagonist). Schade, dass der Beitrag allein mit dem Hinweis auf einige beispielhafte Publikationen inhaltlich nicht viel hergibt und die unerlässliche Abgrenzung respektive Überschneidung zur Fiktion gerade ganz unterlässt. Nebenbei bemerkt: Es ist überhaupt ein grosser Mangel, dass Fiktion nicht als eigenständiges Werkzeug gegenüber dem Stichwort «Wahrheit» in das Wörterbuch aufgenommen wurde.

Anselm Haverkamp und Barbara Vinken betreiben mit dem Stichwort «Quelle» primär ein Spiel mit Worten – Qual, quellen etc.; etwas gewagt, angesichts der Bedeutung dieses Begriffs für die historische Forschung. Ergiebiger ist Jakob Tanners Etymologie des «Tunnelblicks». Die Überraschung darüber, dass dieses Stichwort überhaupt in das Wörterbuch aufgenommen wurde – ist doch kaum etwas so generalistisch angelegt wie die Historiographie –, weicht der Neugier, herauszufinden, wozu der Begriff in der Lage ist: er bringt «eine brisante Verbindung von Verengung und Hoffnung metaphorisch auf den Punkt». Man hält den Tunnel aus, «weil er ein Zukunftsversprechen bereithält» – das sprichwörtliche Licht an seinem Ende. Aber natürlich ist der Begriff landläufig negativ konnotiert: er steht für die «kontraproduktive Komplexitätsreduktion» und «*Déformation professionnelle*». «Wahrnehmungsröhren» schützen vor Überforderung und fördern, vermeintlich, Professionalität – auch in der Wissenschaft: Die Arbeitseffizienz von Experten «steigt im Gleichschritt mit dem Sinken der Originalität».

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, dass das Wörterbuch ironisch und kritisch die aktuelle Situation der Geschichtswissenschaft thematisiert. Theoretisches und Praktisches wird gleichwertig nebeneinander gesetzt und durch Querverweise diskursiv vernetzt. Es entsteht ein kollektives Produkt in der Tradition der Bielefelder Schule, das vieles sein wollte – Wörter-, Einführungs- und Lesebuch – und eigentlich ein Notizbuch ist von Handwerkern, die über ihren Beruf und ihre Arbeit nachgedacht haben. Als solches ist es zuweilen spannend und interessant, zuweilen aber auch zu knapp und zu sehr allein dem Spiel verpflichtet. Als Einführung für Studierende deshalb nur bedingt empfohlen.

Guido Koller, Biel/Bienne



Karin Fuchs: **Chur. Historischer Städteatlas der Schweiz – Atlas historique des villes suisses – Atlante storico delle Città svizzere**, Band 5. Zürich, Chronos-Verlag, 2011. 120 S., 100 Abb., 16 Karten und Pläne M/iM. Hg. vom Institut für Kulturforschung Graubünden und vom Kuratorium Historischer Städteatlas der Schweiz.

In der Reihe «Historischer Städteatlas der Schweiz» kommt nach den Kleinstädten Frauenfeld, Neunkirch, Weesen und Liestal mit dem Band «Chur» ein anderer Stadtyp zur Darstellung: Eine Stadt im Gebirge mit der längsten Siedlungsgeschichte der Schweiz (ab 11 000 bis 10 000 v.Chr.), seit je im Fadenkreuz wichtiger Alpenpässe, mit einer seit der Römerzeit (Raetia prima resp. secunda) bedeutenden Geschichte als weltliches und – als Bischofssitz seit der spätrömischen Zeit um 400/450 – geistliches Zentrum. Chur ist eine (ehemalige) Kleinstadt, eine ökonomische Drehscheibe, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts Hauptstadt des Kantons Graubünden wurde und sich im 20. Jahrhundert rasant zu einer mittelgrossen Stadt mit heute fast 34 000 Einwohnern entwickelt hat.

Die vorliegende Studie zeichnet die bauliche Entwicklung dieses Zentrums nach, und zwar erstmals in einer darauf fokussierten Kombination von Karten, Plänen, Ansichten und Fotos. Wachstumsphasenkarten 1:2500 (bis frühe Neuzeit) resp. Originalpläne (1:15 000) als Grundlage für Schnitte um 1900, 1950, 2007 visualisieren die Siedlungsentwicklung von den urgeschichtlichen Anfängen im Welschdörfli bis zur Gegenwart. Thematische Karten halten unter anderem das Verschwinden der Stallbauten zwischen 1823 und 1910 fest und die Bebauung entlang der Plessur.

Archäologische Funde, Befunde und Bauuntersuchungen werden im Atlas ebenso berücksichtigt wie Archivquellen und statistische Daten. Diese Informationen finden sich auf den 84 Seiten des Kommentars, der als Beiheft die Karten begleitet. Die Kommentare können als Stadtgeschichte im Überblick oder als erweiternde Erläuterung zu den Karten gelesen werden. Sie behandeln und visualisieren verschiedene Aspekte wie zum Beispiel die älteste kirchliche Topografie von St. Stephan / St. Luzi, die Feinstruktur des städtischen Raumes vom 13. bis 15. Jahrhundert. Kolorierte Holzschnitte von Johannes Stumpf (1548) und Sebastian Münster (1550), das Knillenburger Prospekt (1640), Fotos ältester Häuser und Plätze sowie Kupferstiche kommen für das 15.–18. Jahrhundert zum Zuge. Ab dem 19. Saeculum stehen vermehrt Grundrisspläne (Süsswinkel, Planaterra), Lithografien und Postkarten zur Verfügung. Die städtischen Richtpläne veranschaulichen die explosive Entwicklung der Stadt im vergangenen Jahrhundert und die Entstehung der modernen Skyline mit ihren Türmen im Lacuna-Quartier und (im Endausbau) am südlichen Eingang der Stadt.

Wem ist das Werk zugedacht? Es ist Pflichtlektüre für alle, die sich mit historischem Städtebau und städtischer Entwicklung beschäftigen, das heisst in erster Linie Historiker, Archäologen und Denkmalpfleger. Dies geht schon aus den beteiligten Instanzen hervor. Der Historische Städteatlas Chur entstand nämlich in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Hans Rudolf Egli (Geographisches Institut der Universität Bern), Bosch & Heim Architekten (Chur), dem Archäologischen Dienst Graubünden, der Denkmalpflege Graubünden, dem Stadtarchiv Chur, dem Tiefbau- und Vermessungsamt der Stadt Chur und der Abteilung Planung des Hochbauamts der Stadt Chur. Und die Reihe «Historischer Städteatlas der Schweiz» ist Teil eines internationalen Projekts und orientiert sich deshalb streng an den von der Internationalen Kommission für Stadtgeschichte entwickelten



Grundsätzen der Darstellung. Dadurch ist die Vergleichbarkeit mit den Entwicklungen in anderen städtischen Siedlungen (europaweit) gewährleistet. Die Lektüre des Werkes ist auch allen jenen zu empfehlen, die ein – trotz streng wissenschaftlicher Haltung – leicht lesbares und das Auge erfreuendes Werk über Chur geniessen möchten. Personen- und Sachregister ermöglichen einen selektiven Zugriff auf die Inhalte und die umfangreiche Bibliografie und die Anmerkungen weisen den Fachleuten den Weg zu den Quellen und zur Vertiefung einzelner Aspekte.

Adolf Collenberg, Trin Mulin

Eva Pibiri: **En voyage pour Monseigneur: ambassadeurs, officiers et messagers à la cour de Savoie (XIV<sup>e</sup>–XV<sup>e</sup> siècles)**. Lausanne, Société d'histoire de la Suisse romande, 2011 (Mémoires et documents publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande, 4<sup>e</sup> série, t. 11), 767 p.

Se situant à la croisée entre l'histoire des voyages et l'histoire des relations diplomatiques, *En voyage pour Monseigneur* propose un tableau vivant des ambassadeurs et des messagers au service des princes savoyards. Le terrain d'enquête est constitué, en gros, par les règnes successifs d'Amédée VIII et de son fils Louis I<sup>er</sup> et permet à Eva Pibiri de suivre les pratiques quotidiennes de la diplomatie savoyarde pendant les années 1383–1465.

L'auteur exploite essentiellement la très riche série des comptes de la trésorerie générale, conservée presque sans lacunes (pour la période étudiée seule l'année 1456–1457 fait défaut) et propose une étude basée sur le dépouillement exhaustif de toutes les dépenses pour la période retenue. L'analyse minutieuse de ces dépenses permet d'ailleurs à Eva Pibiri de contourner le manque à peu près complet d'ordonnances et la pauvreté relative d'autres fonds, tels, par exemple, les comptes des Hôtels princiers ou les *Protocolli dei notai* (les minutes des notaires et secrétaires des comtes et ducs de Savoie).

Il faut ici souligner la capacité de l'auteur à exploiter à fond et avec beaucoup d'acuité des documents souvent répétitifs et d'aspect parfois aride. Eva Pibiri arrive ainsi à dépasser une histoire descriptive ou anecdotique en proposant une réflexion sur les pratiques de gouvernement au jour le jour. De même, par son souci de comparer constamment le cas savoyard à celui d'autres principautés et royaumes de l'Occident et de se confronter avec une historiographie nourrie, Eva Pibiri dépasse le cadre étroit d'une l'histoire érudite et locale.

*En voyage pour Monseigneur* s'articule en trois parties. L'auteur s'intéresse en premier lieu aux ambassadeurs et à leurs missions tout comme à l'accueil des ambassadeurs étrangers à la cour savoyarde. L'analyse détaillée des préparatifs précédant l'ambassade, des moments de négociation ainsi que du retour à la cour permet de dessiner un tableau saisissant de la diplomatie princière. Eva Pibiri montre ainsi l'importance du cérémonial et de pratiques plus informelles pour la réussite de toute négociation.

De ce point de vue, on aurait aimé avoir une analyse plus approfondie du profil social des ambassadeurs. Les pages que l'auteur leur consacre laissent le lecteur, au moins en partie, sur sa faim. Une telle démarche aurait pu compléter l'analyse des pratiques diplomatiques en intégrant, par exemple, le poids des réseaux de chaque ambassadeur dans le cadre de sa mission. Il faut cependant reconnaître que les sources mises à profit par Eva Pibiri ne permettent pas un tel travail, qui devrait s'appuyer sur de longs dépouillements dans des fonds d'archives relativement dispersés.



Dans un deuxième temps, l'auteur se penche sur les simples messagers et chevaucheurs chargés de la remise des missives. Si ces serviteurs occupent un rang relativement modeste dans l'échelle des officiers de la cour, leur présence n'est pas moins indispensable au bon fonctionnement de la diplomatie et du gouvernement de la principauté. Relevons que, malgré le renouveau indéniable dont bénéficie l'histoire des relations diplomatiques au Moyen Age ainsi que la réflexion, désormais importante, concernant les serviteurs princiers, les études systématiques sur ce personnel diplomatique demeurent rares. Il faut par conséquent saluer l'entreprise d'Eva Pibiri, qui contribue à renouveler et approfondir un domaine de recherche important et qui ne cesse de montrer sa complexité. Par son étude des problèmes concrets que les ambassadeurs et les messagers princiers doivent affronter quotidiennement, l'auteur se détache ainsi d'une histoire diplomatique conçue en termes de rapports entre Etats, entre princes.

La troisième partie s'intéresse en revanche aux dimensions pratiques et matérielles des voyages. L'auteur reconstruit ici non seulement de manière minutieuse les routes empruntées par les messagers princiers, mais aussi les conditions du voyage: sa durée, la vitesse des déplacements, les dangers naturels et humains, etc. L'analyse du poids des frais des déplacements (qu'Eva Pibiri accomplit en résolvant les nombreuses difficultés posées par l'exploitation quantitative des comptes du trésorier général) sur les finances ducales met en évidence, une fois de plus, l'importance des pratiques diplomatiques dans une principauté du XV<sup>e</sup> siècle. Ces frais représentent en moyenne, pour la période de 1398 à 1464, 6,3% des dépenses totales du trésorier général: un chiffre loin d'être négligeable.

Soulignons enfin que le travail est enrichi non seulement par l'édition de sources en annexe mais aussi par de très amples extraits des dépenses des trésoriers généraux cités dans les notes de bas de pages, ainsi que par de nombreux graphiques, tableaux et cartes. A ce sujet, relevons une inexactitude: dans les deux cartes concernant le duché, seules Genève et Lausanne figurent en tant que villes épiscopales du duché, alors qu'en réalité ce dernier en possède davantage. Ces quelques détails n'enlèvent pourtant rien à la valeur d'un travail qui constitue désormais un point de réflexion incontournable pour les historiens travaillant aussi bien sur le voyage ou la circulation des nouvelles que sur les pratiques de gouvernement et la diplomatie d'une principauté à la fin du Moyen Age.

*Mathieu Caesar, Genève*

Jean-Daniel Morerod, Anton Näf (dir.): **Guillaume Tell et la Libération des Suisses**. Lausanne, Société d'Histoire de la Suisse Romande, 2011 (Collection «Pour mémoire»), 280 p., ill.

Der überaus gelungene Sammelband entstand unter der Leitung des Historikers Jean-Daniel Morerod und des Germanisten Anton Näf. Ziel des Bandes ist nach den eigenen Worten der beiden Neuenburger Herausgeber die historiographische Aufbereitung und Vermittlung der im 15. Jahrhundert aufkommen- den Geschichte von Wilhelm Tell und der Befreiung der Eidgenossen von den Habsburgern. Das Buch richtet sich an ein breites Publikum in der Romandie, das sich bisher erstaunlicherweise mit einer (jedenfalls im Vergleich zur deutschen Schweiz) recht bescheidenen historiographischen Aufarbeitung und sehr vereinzelt, meist unvollständigen und veralteten Übersetzungen der lateinischen und deutschsprachigen Originalquellen begnügen musste.



Inhaltlich geht es Morerod und Näf vor allem darum, ihren Lesern die Bedeutung der Tell-Geschichte als historischer Mythos näherzubringen. In ihrer Einleitung machen sie deutlich, dass sich die heutige Forschung nicht mehr mit der Frage nach der realen Existenz von Wilhelm Tell beschäftigt, die längst in Zweifel gezogen und bereits erschöpfend diskutiert worden ist. Ähnlich verhält es sich mit der Frage, inwieweit die Tell-Geschichte realpolitische Ereignisse aus der beschriebenen Gründungszeit der Eidgenossenschaft (um 1300) verarbeitet. Viel wichtiger sei es hingegen, den Zeitpunkt der Entstehung und Verschriftlichung des Tell-Mythos in den Blick zu nehmen. Denn hier lasse sich ein Schlüssel zum politischen Selbstverständnis der Alten Eidgenossenschaft finden, die sich damals als politischer Verbund allmählich konsolidierte und schon ungefähr das gleiche Territorium umfasste wie die heutige Schweiz.

In methodischer Hinsicht beschreitet der Band gewiss kaum neue Wege. Mit Blick auf das anvisierte grössere Lesepublikum war es aber sicher klug, einen eher konventionellen Ansatz zu wählen, der sich in einer überwiegend klaren und gut nachvollziehbaren Gliederung umsetzen liess. Der erste Teil des Bandes enthält (meist ganz neu angefertigte) französische Übersetzungen sämtlicher in Chroniken, Theaterstücken, Liedern usw. überlieferten Textpassagen zur Tell-Geschichte aus dem 15. und frühen 16. Jahrhundert, jeweils ergänzt durch eine Reihe von nützlichen Erklärungen und Kommentaren zum historischen und literarischen Entstehungskontext. Dieser sorgfältig bearbeitete Quellenteil bezieht schon die ersten rudimentären Darstellungen der eidgenössischen Befreiungsgeschichte aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein. Sie finden sich unter anderem in der Berner Chronik von Conrad Justinger und in Felix Hemmerlis Dialog über Adel und Bauernstand; und sie kommen noch ohne Tell oder andere Heldengestalten aus. Es folgen die Tell-Erzählungen und -Erwähnungen im Weissen Buch von Sarnen (um 1472), in den ersten eidgenössischen Chroniken von Melchior Russ, Petermann Etterlin, Diebold Schilling und Heinrich Brennwald, im Tellenlied und Tellenspiel sowie in diversen humanistischen und reformatorischen Schriften, darunter Glareans Beschreibung und Lobrede auf die Eidgenossenschaft, Myconius' Kommentar zu Glareans Werk und Zwinglis Reaktion auf die Apologie des katholischen Glaubens des Urner Landschreibers Valentin Compar. Der Quellenteil endet in der Zeit 1525–1530. Die Herausgeber begründen den zeitlichen Einschnitt damit, dass die Tell-Überlieferung nunmehr unüberblickbar geworden und deshalb eine vollständige Wiedergabe der Quellen nicht mehr möglich gewesen sei. Eine einseitige Betrachtung der eidgenössischen Tell-Erzählungen vermeiden sie, indem sie ihnen mehrere literarisch verwandte Erzählungen aus anderen Regionen vergleichend gegenüberstellen, von denen die Toko-Geschichte des dänischen Geschichtsschreibers Saxo Grammaticus aus dem 13. Jahrhundert nur das bekannteste Beispiel darstellt.

Der zweite, etwas umfangreichere Teil des Bandes enthält zum einen eine Reihe von gut lesbaren kürzeren Beiträgen zur literarischen Ausgestaltung und Entwicklung des Tell-Stoffes im 15. und 16. Jahrhundert (Jean-Daniel Morerod, Rolf Duffner und Anton Näf), zum humanistischen Umgang mit dem Tell-Mythos (David Amherdt) sowie zur weiteren literaturgeschichtlichen Rezeption bis ins 20. Jahrhundert (Anton Näf). Besonders ans Herz gelegt seien dem Leser die beiden umfangreicheren Beiträge von Jean-Daniel Morerod und Marco Wyss, die das Blickfeld wesentlich erweitern. Morerod zeichnet die historischen Debatten um die Herkunft und Authentizität der Tell-Geschichte bis ins



18. Jahrhundert detailliert nach und bringt ihre politische Inanspruchnahme in mehreren sozial- und politikgeschichtlichen Kontexten seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zur Sprache, wie etwa im schweizerischen Bauernkrieg von 1653, als drei untergetauchte Bauernführer ein Attentat auf die Luzerner Obrigkeit ausübten und sich zur Rechtfertigung ihrer Tat in die Tradition von Wilhelm Tell stellten. Wyss' Beitrag verfolgt die politischen Tell-Debatten weiter bis in die heutige Zeit. Darüber hinaus skizziert er kritisch die neueren historiographischen Debatten um die sozialgeschichtlichen Entstehungsbedingungen der Tell-Geschichte. Während Guy P. Marchal in seinen langjährigen Forschungen zur Erkenntnis gelangt ist, dass es neben den ersten literarischen Zeugnissen des 15. Jahrhunderts schon lange eine breitere mündliche Tradition der Heldensage gegeben haben muss, geht der neuere Ansatz von Walter Koller davon aus, dass es sich bei der Geschichte in erster Linie um ein humanistisches Märchenkonstrukt handelt. Kollers zweifellos überspitzte These vermag Wyss mangels «konkreter Beweise» nicht zu überzeugen. Immerhin hat sie den Blick auf durchaus interessante komplementäre humanistische Überlieferungs- und Entstehungswege der Tellgeschichte frei gemacht.

Zwischen den literatur- und politikgeschichtlichen Abhandlungen präsentiert der Band etwas losgelöst von den anderen Quellentexten einen äusserst spannenden Fund aus dem Neuenburger Staatsarchiv, der auch das engere Fachpublikum aufhorchen lassen dürfte. Es handelt sich hierbei um nichts weniger als den ersten überlieferten Versuch, eine französischsprachige Fassung des Tellenspiels zu erstellen, das in der Innerschweiz seit 1512/13 aufgeführt wurde. Lionel Bartolini hat den Text transkribiert und herausgefunden, dass Pierre Chambrier die Übersetzung höchstwahrscheinlich zwischen 1565 und 1571 aus eigener Initiative in Angriff genommen hat, als er nach Abschluss seiner Tätigkeit als Kanzler beim Neuenburger Regierungsrat in den Ruhestand gegangen war. Dieser Übersetzungsversuch stellt zusammen mit einer weiteren im Band wiedergegebenen Bild-Darstellung der Apfelschussszene auf einem Neuenburger Steuerdokument aus dem Jahr 1571/72 tatsächlich ein beachtliches frühes Zeugnis für die Tell-Rezeption in der Romandie dar.

Sehr interessant sind auch die (im Nachwort leider etwas knapp geratenen) Überlegungen der Zürcher Historiker Simon Teuscher und Rainer Hugener zu den Unterschieden im Umgang mit den eidgenössischen Gründungsmythen auf beiden Seiten des sogenannten Röstigrabens, der die Deutschschweiz von der Romandie trennt. So stellen sie beispielsweise fest, dass der Name Wilhelm beziehungsweise Guillaume Tell in der Romandie im 19. Jahrhundert deutlich früher als in der Deutschschweiz als Name von öffentlichen Orten wie Strassen, Plätzen oder auch den Dampfschiffen auf dem Genfer See Verwendung fand. Wie sehr der Tell-Mythos bis heute in der Romandie ähnlich wie in der Deutschschweiz präsent geblieben ist, zeigt sich nicht zuletzt am grossen öffentlichen Interesse, das die Tell-Ausstellung auf sich gezogen hat, die im vergangenen Herbst und Winter begleitend zur Publikation dieses Bandes im Neuenburger Kunst- und Geschichtsmuseum zu sehen war.

All dies sind wirklich gute Voraussetzungen dafür, dass der Band in der Romandie auf grosse Resonanz stossen wird. Angesichts seiner ausgesprochen guten handwerklichen Qualität und seiner insgesamt überzeugenden inhaltlichen Stringenz ist ihm dies auch in den anderen Landesteilen und ausserhalb der Schweiz ausdrücklich zu wünschen.

*Bernd Giesen, Bielefeld*



Historisches Museum Basel (Hg.): **In der Fremde – Mobilität und Migration seit der Frühen Neuzeit**. Katalog zur Ausstellung vom 23. September 2010 bis 27. März 2011 im Historischen Museum Basel, Barfüsserkirche. Basel, 2010, S. 296, 162 Abb.

Die vorliegende Publikation dokumentiert die erfolgreiche Ausstellung «In der Fremde – Mobilität und Migration seit der Frühen Neuzeit» des Historischen Museums Basel. Die Ausstellung, die in der Barfüsserkirche in Basel gezeigt wurde, war ursprünglich vom 23. September 2010 bis Ende März 2011 angesetzt, verlängerte ihre Laufzeit aber schliesslich bis zum 30. April 2011 – dies möglicherweise ein Zeichen für das rege Publikumsinteresse am Thema. Viele Exponate werden in dieser Publikation zum ersten Mal publiziert, andere werden durch ihre neue Zuordnung in Lebensgeschichten einzelner Personen unter einem neuen Aspekt vorgestellt.

Im Zentrum der Ausstellung und des dazugehörigen Katalogs steht die Sichtbarmachung der Tatsache, dass Mobilität, Migration und die damit verbundene Problematik im Umgang mit Fremden keine neuen Phänomene sind, sondern bereits seit Generationen zu unserer Gesellschaft gehören. Anhand von 18 Kapiteln werden verschiedene Motive, wie Ausbildung, Arbeitswanderung oder Flucht für das Kommen, Gehen und eventuelle Bleiben beschrieben. Basel als Knotenpunkt grosser Verkehrsachsen, als bedeutende Handels-, Universitäts- und Kulturstadt sowie wichtiger Standort von Industrie und Banken eignet sich dabei als Modellfall.

Anhand von typischen Biographien wird veranschaulicht, wie mobil verschiedene Bevölkerungsschichten bereits seit der Frühen Neuzeit waren und wie vielfältig Wanderungsgründe sein können, um nach und von Basel wegzuziehen. Dabei spielen in der vorliegenden Darstellung bekannte Basler ExponentInnen und deren Familien, wie die Seidenbandfabrikanten Sarasin, Erasmus von Rotterdam, Wilhelm Wackernagel und andere eine ebenso wichtige Rolle wie die einfache Bevölkerung und randständige Personen der Gesellschaft, wie BettlerInnen, SchauspielerInnen und GastarbeiterInnen jüngerer Zeit. Gerade das Bild letzterer Gruppierung nachzuzeichnen, ist aufgrund der Überlieferungssituation schwierig. Zumeist nur typenhafte Abbildungen sowie ein Mangel an Porträts und schriftlichen Zeugnissen machen ihre Darstellung zu einem anspruchsvollen Unterfangen. Eine weitere allgemeine Schwierigkeit ist die eindeutige Zuteilung einer Person zu einem einzigen Wanderungsmotiv, was in der Einleitung aufgenommen wird. Eine Kombination von Gründen wie Abenteuerlust, Ausbildung und Handelsinteressen konnte eine Person – wenn auch nicht immer synchron – auf sich vereinen.

Neben den verschiedenen Wanderungsmotiven (Ausbildung, Flucht etc.) erwähnt der Katalog auch historische Ereignisse wie das Basler Konzil oder umfassende gesellschaftliche Umbrüche wie die Reformation und schlägt den Bogen zu aktuellen Fragestellungen im Kontext der Migration. So bespricht beispielsweise der Historiker Franz Egger im Kapitel «Reisen für den Glauben» die Pilgerfahrten von vier Baslern aus der Perspektive der damals standardisierten Darstellung dieser Reisen sowie die dazu notwendigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen. Der Beitrag der Ausstellungskuratorin Margret Ribbert «Immer unterwegs – Schausteller und Schauspieler» führt vor Augen, dass Mobilität ein existenzieller Bestandteil im Leben von SchaustellerInnen und SchauspielerInnen war. Erzählungen über Guckkasten und Wachs-



figuren, die Bestandteil ihrer Tätigkeit waren, vermögen auch heute noch die Aufmerksamkeit des Lesers, der Leserin auf sich zu ziehen.

Der Katalog ist ansprechend gestaltet, die ausgewählten Exponate veranschaulichen die Texte treffend. Dank des weitgefassten Fokus der Beiträge bleibt die Darstellung zudem nicht im Mikrokosmos Basel verhaftet, sondern öffnet – ganz dem Thema Migration entsprechend – den Blick darüber hinaus. Der Prämisse – wenn auch ohne Anspruch auf Vollständigkeit – die Vielfältigkeit des Phänomens Migration und seiner Ausprägung über die Jahrhunderte hinweg darzustellen, wird der Katalog gerecht. Er führt sowohl interessierten Laien als auch einem wissenschaftlichen Publikum vor Augen, dass Wanderungsbewegungen eine gesellschaftliche Konstante darstellen und die Rheinstadt und ihre Bevölkerung stets unterschiedlich auf die Zuwanderung reagierten. Es wird deutlich, dass Basel Errungenschaften wie etwa Buchdruck und Seidenbandindustrie sowie den daraus resultierenden finanziellen und kulturellen Reichtum in nicht unwesentlicher Masse zugewanderten Familien zu verdanken hat. Die Bandbreite der Themen – von Sonderexistenzen wie SchauspielerInnen bis zu alltäglicheren Formen wie der Binnenwanderung – macht die Lektüre sehr abwechslungsreich. Dass dabei die einzelnen Themen etwas knapp abgehandelt werden, ist aufgrund des beschränkten Platzes und der Fülle der Themen unvermeidbar. Die Umsetzung einer Geschichtsschreibung über die nationalstaatlichen Grenzen hinweg gelingt durch die Verfolgung der Biographien einzelner Personen, und es wird deutlich, dass Migration ein «Phänomen menschlichen Daseins» war und ist, auch wenn die Herangehensweise mit dem Fokus auf die Frage nach den Motiven und Formen der Wanderung aus soziologischer Perspektive an klassische Theorien der internationalen Migration angelehnt ist und sich selten explizite Ansätze einer Beschreibung über transnationale Räume finden.

*Flavia Grossmann, Basel*

Martin Stuber, Peter Moser, Gerrendina Gerber-Visser, Christian Pfister, Dominic Bütschi (Hg.): **Kartoffeln, Klee und kluge Köpfe. Die Oekonomische und Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Bern OGG (1759–2009).** Bern/Stuttgart/Wien, Haupt Verlag, 2009, 309 S. mit Abb.

Es geht in diesem Sammelband nicht nur um Kartoffeln und Klee, sondern um eine Vielzahl von Gegenständen, Pflanzen, Tieren, Maschinen, die in für die Vormoderne scheinbar untypischer Weise spielerisch-experimentell erforscht oder erfunden wurden. Das Buch vermittelt den Eindruck, als sei fast kindliches Entdeckertum am Werk gewesen. Die «klugen Köpfe», von denen der Bandtitel spricht, das sind also weniger «Weise» als Neugierige, die das Gewohnte hinterfragen, Neues erstreben, alles für verbesserungswürdig, aber auch -fähig halten.

Bei diesen «klugen Köpfen» handelt es sich um junge aufstrebende Männer (seltener Frauen), meist aus dem Patriziat der Stadt Bern, aber auch um Pfarrer und eine neue Bildungselite aus dem Reservoir der Untertanenschaft des Stadtstaates Bern. Organisiert hatten sie sich in der Oekonomischen Gesellschaft, 1759 gegründet und in veränderter Form bis heute bestehend, einer der im 18. Jahrhundert häufigen Aufklärungsgesellschaften, in diesem Fall mit einem starken Interesse an Fragen der landwirtschaftlichen Ökonomie. Ihre Reform- und Verbesserungsvorschläge zielten nicht auf eine Veränderung der Herrschaftsstrukturen, sondern wollten «systemimmanente», z.T. auch kleinteilige



Verbesserungen, Modernisierungen und Rationalisierungen der Praxis der Staatsverwaltung und der Agrarökonomie. Die OeG, wie die Gesellschaft gemeinhin abgekürzt wird, war also eine Art Think Tank der Berner Republik. Sie wurde, wie die aktuelle, noch im Druck befindliche Dissertation von Regula Wyss zum Thema «Reformprogramm und Politik. Möglichkeiten und Grenzen der Umsetzung von Reformideen der Oekonomischen Gesellschaft Bern in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts» zeigt, von den Regierenden nicht immer gerne gesehen und bei grundsätzlicheren Reformideen auch rasch in ihre Schranken gewiesen.

Das macht auf den beschränkten Reformwillen der herrschenden Patrizier aufmerksam. Zugleich und im Gegensatz dazu entwickelte die OeG einen Schatz an Wissen im administrativen Bereich, stärker aber noch im konkreten Handlungswissen über Techniken der Landwirtschaft. Die OeG ist damit typisch für die Volksaufklärung, eine besonders im deutschsprachig-mitteuropäischen Raum vielfältig erforschte Bewegung (Böning, Siegert, Schmitt, Im Hof, De Capitani, Erne).

Der Sammelband enthält in seinem Hauptteil 50 Porträts der «klugen Köpfe». Die Verfasser streben damit ganz bewusst «*Elogen*» der dargestellten Persönlichkeiten an und wollen «Glanz» auf die OeG oder OGG («Oekonomisch Gemeinnützige Gesellschaft», wie die Organisation seit 1892 heisst) fallen lassen. Und man kommt nicht umhin zu sagen, dass das gelingt. Zugleich dienen sie damit einem aktuellen Trend der Historiographie, die handelnden Akteure in der Geschichte sichtbar zu machen und dabei nicht nur die «grossen Männer», aber eben auch nicht die anonymen Strukturen in den Vordergrund zu rücken.

Vorgestellt werden Personen, die z.T. auch aus dem bäuerlichen Bereich stammten wie der Bauer Peter Sommer, selbst illiterat, der zu wissenschaftlichen Ehren kam, indem er ein «Hebezeug» zum Ausreissen von Baumwurzeln entwickelte (S. 63–66, Martin Stuber). Oder Pfarrer wie Johannes Ernst, die die traditionellen Volkskalender nutzten, um diese von abergläubischen Regeln geprägten Publikationsorgane zur Propagierung von neuen Anbaumethoden zu nutzen und insgesamt der Aufklärung des – wenig positiv geschilderten – Volkes zu dienen (S. 67–70, Regula Wyss). Ein wichtiges und bleibendes Verdienst gebührt den Zweiggeseellschaften der OeG für ihre Topographischen Beschreibungen der Berner Landschaft, Wirtschaft und Gesellschaft, die im Band von Gerrendina Gerber-Visser vorgestellt werden (S. 71–74), die zu diesem Thema dissertiert hat. Mit Cathérine-Elisabeth Vicat-Curtat kommt auch eine Ökonomin zu einer Eloge, welche künstliche Bienenkästen entwickelte, nachdem sie in ihrem Garten mit Bienenstöcken experimentiert hatte (S. 83–86, Barbara Braun-Bucher).

Diese wie alle folgenden Skizzen bieten jeweils einen kurzen biographischen Abriss und stellen die wichtigsten Projekte oder Schriften der Persönlichkeiten vor, sind reich bebildert und als Nachschlagewerk nützlich – ganz im Sinne des ökonomischen Patriotismus. Bei den Themen handelt es sich um solche aus der Forstwirtschaft und dem Ackerbau (etwa zur Düngung, besonders zu Emmentaler Musterbauern und der Mergeldüngung, S. 103–106, Daniel Salzmann, oder zur Stallfütterung S. 111–114, Christian Pfister), wobei auch die Kartoffel (S. 123–126, Martin Stuber) und der Klee (im Kapitel «Stallfütterung» unter dem Stichwort «Kunstwiesen») gewürdigt werden. Dann gibt es Kapitel zur



Viehzucht und schliesslich zu Klimabeobachtungen, die bis heute von Nutzen sind, weil sie wie die Kirschblütendaten der Klimageschichte wertvolles Material liefern (S. 107–110, Max Burri, This Ruttishauser)

Aus der Vielzahl der Forschungs- und Reformprojekte, die hier selbstverständlich nicht alle einzeln vorgestellt werden können, ragt das visionäre Programm Vinzenz Bernhard Tscharners heraus, der als aufgeklärter ökonomischer Patriot ein Konzept für die OeG entwickelte: Die OeG sollte nützliches Wissen vermitteln und so die Landwirtschaft leistungsfähiger machen. Damit würde der Allgemeinheit und dem Vaterland gedient. Denn der Staat, so seine Annahme, gewänne ein stabileres Fundament, wenn er durch eine florierende Landwirtschaft eine wohlhabende Untertanenschaft erhielte. Steigende Staatseinnahmen und eine machtvolle Armee seien die Folge (S. 75–78, André Holenstein). Er entwickelte damit das Konzept einer «politischen Ökonomie».

Einzelne Projekte tangierten schliesslich die bestehende Ordnung. Sie zeigen die engen Grenzen auf, welche dem Reformwillen der OeG gesetzt waren. Georg Ludwig Schmid, den Béla Karposy porträtiert (S. 59–62), stammte aus der Elite des Untertanenstädtchens Aarau und entwarf in seinen «Betrachtungen über den Landbau», die im Publikationsorgan der OeG erschienen, ein wirtschaftspolitisches Programm, das die Landwirtschaft einer Nation in den Dienst ihrer politischen Unabhängigkeit stellte. Er forderte Landwirtschaftsakademien zur Forschung und zur Ausbildung der Landwirte. Zugleich postulierte er staatliche Rahmenbedingungen, die den Bauern eine gerechtere Teilhabe an dem von ihnen erwirtschafteten Mehrwert sichern sollten (S. 62). Auch die Pläne zu einer gezielten Politik der Allmendteilungen, wie sie Emanuel von Graffenried entwickelte, hätten rigorose Eingriffe in die praktisch autonomen Gemeinden mit sich gebracht, vor welchen die Berner Obrigkeit zurückscheute (S. 91–94, Regula Wyss), die eher eine Politik des Vermittelns und Austarierens der dörflichen Interessen anstrebte und nur subsidiär tätig werden wollte. Besonders «revolutionär» erschien der Obrigkeit die Abhandlung des waadtländischen Pfarrers Jean-Louis Muret über die Bevölkerung der Waadt (S. 95–98, Christian Pfister). Er spürte dem allenthalben im öffentlichen Bewusstsein präsenten Gespenst der Entvölkerung nach, indem er in seiner 270-seitigen Untersuchungen die Volkszählung von 1764 und Zeitreihen der Taufen, Eheschliessungen und Sterbefälle aus 46 Kirchengemeinden, die er für typisch erklärte, auswertete – eine frühe demographische Studie, die sogar in die Abhandlung von Robert Malthus *Essay on the Principle of Population* einfloss. Diese Nutzung von arkanem Material und die angedeutete Forderung nach Verbot des Reislaufens waren für die Obrigkeit ein Angriff, die deshalb die Gesellschaft massregelte. Sie spürte, wie Christian Pfister sagt, «dass die Gesellschaft dem politischen System der Republik eine schlechtes Zeugnis ausstellte» (S. 97).

Nach einer durch die Helvetik 1798–1803 und die folgende Zeit von Mediation und Restauration bedingten Unterbrechung wurde die Gesellschaft 1822 wieder gegründet. In den Skizzen zum 19. und 20. Jahrhundert dominieren dann die Kunst- und Industrieausstellungen der Gesellschaft sowie die Bemühungen um Landwirtschaftsschulen, also um die Verwissenschaftlichung der Ausbildung. Damit wird die im 18. Jahrhundert angelegte Modernisierung des landwirtschaftlichen Denkens weitergeführt (zur kantonalen Landwirtschaftsschule Rütli S. 171–174, Daniel Flückiger). Die 1892 in OGG umgetaufte Organisation wurde – nun auch vom Mitgliederbestand her – zu einer bäuerlichen Organisation mit



einer neuen Funktion als Bildungsinstitution (S. 187–190 u.ö. zu landwirtschaftlichen Schulen, Peter Moser und Daniel Flückiger).

Eingebettet sind die Skizzen in eine Geschichte der Institution (S. 13–55, Martin Stuber, Peter Moser, Gerrendina Gerber-Visser, Christian Pfister) auf ihrem Weg von der Reformsozietät zum Landwirtschaftsverein. Eine Bibliographie, eine Skizze des Forschungsstandes und ein Personenverzeichnis runden den gelungenen und im Sinne der Aufklärung sehr «nützlichen» Band ab.

*Heinrich Richard Schmidt, Bern*

Martin Stuber, Matthias Bürgi: **Hüterbueb und Heitisträhl. Traditionelle Formen der Waldnutzung in der Schweiz 1800 bis 2000.** Bern/Stuttgart/Wien, Haupt, 2011, 302 S. + DVD, 120 Abb. (Bristol-Schriftenreihe, Band 30).

Im 19. Jahrhundert führte der Perspektivenwechsel im Rahmen der modernen Forstwissenschaften dazu, dass die Rolle der traditionellen Waldnutzungen oft verzerrt und instrumentalisiert wurde. Die sogenannten «Nebennutzungen», die eigentlich für die ländliche Bevölkerung eine zentrale Bedeutung für agrarische, hauswirtschaftliche und kleingewerbliche Zwecke hatten, wurden im Fokus der Forstmodernisierer zunehmend als schädlich für die Waldentwicklung gehalten. Diese Ansichten hinterliessen tiefe Spuren in der klassischen Forstgeschichtsschreibung. Die neue Tendenz der Forstgeschichte – auch dank den wichtigen Impulsen der Sozialgeschichte und der Historischen Ökologie – hat dazu geführt, dass der Wald nun als ein Ort der ständigen Evolution betrachtet wird, nicht nur aus ökologischer Sicht, sondern auch im Spiegel der Wahrnehmung und Bedürfnisse der Gesellschaft.

Diese Studie hat den Zweck, die Vielfalt und die Entwicklung der traditionellen Formen der Waldnutzung im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte in der Schweiz zu dokumentieren. Dabei werden fünf Regionen der Deutschschweiz im Bereich der Voralpen und des Alpenbogens näher betrachtet. Der Ansatz findet sich dort, wo Forstgeschichte, Umweltgeschichte, «Oral History» und Historische Ökologie zusammentreffen. Die Veränderungen und Ablösungsprozesse der traditionellen Waldnutzungen im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts weisen beträchtliche Variationen auf, abhängig von Verwendungsarten, historischen Entwicklungen und räumlichen Kontexten. In den Bergen begann der Rückgang einiger traditioneller Waldnutzungen viel später als zum Beispiel im Mittelland. Aus diesem Grund dürfen Berggebiete als eine Art «Refugium» für die Nutzungsvielfalt betrachtet werden – eine Vielfalt, die oftmals nur noch im Gedächtnis der älteren Bergbewohner aufbewahrt ist.

Insgesamt wurden 56 Interviews durchgeführt und mit Informationen aus Wirtschaftsplänen, Forstreglementen und regionalen Geschichtsschreibungen vervollständigt. Hiermit stellen die Autoren uns einen spannenden Einblick in fast vergessene Arbeitstechniken und dem dazugehörigen traditionellen Wissen vor, wobei wir Regionen mit verschiedensten natürlichen und wirtschaftlichen Gegebenheiten, Volkstrachten und historischen Entwicklungen entdecken. Die Autoren haben 60 Waldnutzungen dokumentiert, worunter die häufigsten z.B. der Gewinn von Brennholz, das Rechen von Laubstreu und das Sammeln von Beeren, so wie auch seltenere oder regionalspezifische (dennoch relevant aus ökologischer Sicht) wie z.B. die Bettlaubnutzung, die Köhlerei oder das Sammeln von Nadelstreu. Die Nutzungsvielfalt äussert sich auch im Wortschatz der verschiedenen Dialekte mit denen Techniken, Werkzeuge und Waldprodukte



beschrieben werden. Die lange Liste der Aktivitäten, Produkte und Verwendungen zeigt uns nicht nur die Anpassungsfähigkeit und Schöpfungskraft der damaligen Bauerngesellschaft, sondern auch das Nutzungspotential des Waldes.

Der gewählte Forschungsansatz ist sowohl wirkungsvoll als auch erforderlich. Wirkungsvoll, weil das Thema gleichzeitig von einer Innen- und einer Aussenperspektive betrachtet wird. Erforderlich, weil die konkrete Gefahr besteht, dass das traditionelle Wissen zu einzelnen Waldnutzungsformen verloren geht. In unserem Zeitalter erhalten diese Kenntnisse noch eine andere Bedeutung, denn nebst dem historischen und ethnologischen Wert dieses Erfahrungswissen ist es auch äusserst wichtig, die längerfristigen Entwicklungsdynamiken innerhalb von anthropogen geprägten Waldökosystemen näher zu betrachten. Die Dokumentation der Waldnutzungsänderungen dient in diesem Sinn als eine wesentliche Grundlage für die zukünftige waldbauliche Planung und Förderung einer Biodiversität, die nicht nur in Naturwaldreservaten zu suchen sein wird.

Die Anregungen in dieser Studie, die gut strukturiert und für ein heterogenes Publikum zugänglich ist, erscheinen wahrhaft vielfältig. Die Handlungen, die von Stuber und Bürgi rekonstruiert wurden, sind anschaulich beschrieben und mit vielen sorgfältig ausgewählten Bildvorlagen bereichert. Interdisziplinarität ist hier konkret und ihre Wirkung gut messbar, gerade weil der Mangel an Primärquellen eine pragmatische Vorgehensweise erzwingt. Ihrerseits beinhalten die Aussagen der Zeitzeugen eine extreme Originalität und haben bewirkt, dass die Autoren die Bedeutung von schriftlichen Quellen etwas hinterfragt haben. Zum Beispiel betonen viele Gewährsleute die Kontraste zwischen amtlichen Quellen und üblichen Gewohnheiten (*«Manchmal ist es noch gut, wenn man etwas macht was verboten ist»*, p.156) oder besondere Formen der Selbstregulation (siehe z.B. die Berichte über Harzgewinnung). Diese Quervergleiche sind für eine eingehende Quellenkritik erforderlich.

Zum Schluss – und die Autoren sind sich dessen sehr bewusst – bleibt das Konzept «Traditionelle Waldnutzung» im Grunde abstrakt, genau so wie die Grenze zwischen Wald und Offenland in den Aussagen der Zeitzeugen (auch ein Zeichen, dass die Landschaft weniger banalisiert wurde als es heute oft der Fall ist) und trotz jeglicher – auch wenn nützliche und gerechtfertigte – Abgrenzungs- und Klassifikationsversuche. Weiter, so die Autoren, soll auch das Konzept «Tradition» nicht als etwas Statisches und Ahistorisches betrachtet werden. Die Techniken, Nutzungen und Verwendungsweisen, genauso wie die Landschaftsgrenzen, ändern sich stetig mit den Bedürfnissen der Gesellschaft und je nach Umstand und Verfügbarkeit von Ersatzprodukten und Alternativen. Was sind also die Besonderheiten, die eine Waldnutzung «traditionell» machen? Welche Relevanz hat in unserem «Zeitalter des raschen Wandels» das traditionelle Wissen zur Waldnutzung? Dieses Buch und der beigelegte Dokumentarfilm von Rahel Grunder liefern viele Antworten und Interpretationsmöglichkeiten.

*Mark Bertogliati, Luzern*

Olivier Meuwly: **Louis-Henri Delarageaz, 1807–1891. Homme politique vaudois, ami de Proudhon, grand propriétaire foncier.** Neuchâtel, Alphil – Presses universitaires suisses, 2011, 476 p.

Infatigablement, Olivier Meuwly poursuit son œuvre-fresque consacrée au mouvement radical, auquel il est attaché et ne s'en cache pas. Après la publica-



tion de nombreuses contributions et de plusieurs livres (dont une solide biographie de Louis Ruchonnet), auxquels s'ajoutent des articles quasi hebdomadaires dans la presse, l'historien nous livre une grosse et touffue biographie de Louis-Henri Delarageaz. Il comble ainsi une lacune bibliographique. En effet, ce chef incontesté de la révolution radicale vaudoise de 1845, au talent d'orateur et au charisme reconnus, fut vite oublié après sa mort, et son nom n'a plus l'aura de ceux de Druey ou Ruchonnet. A quoi faut-il attribuer cette désaffection mémorielle, qui survint très tôt? Au caractère rigide et autoritaire de l'homme, qui se fit ainsi de nombreux ennemis? A l'évolution de ses convictions politiques, du radicalisme «d'extrême gauche» vers un conservatisme de plus en plus affirmé, qui le place à la fin de sa vie aux côtés des libéraux? Cette biographie s'appuie sur un gros travail d'analyse des sources épistolaires, auquel a contribué Henri-Philippe Delarageaz, descendant direct du leader radical. Celles-ci, dépouillées systématiquement, ont notamment mis en valeur une correspondance assidue avec Pierre Joseph Proudhon. Ce n'est pas le moindre des paradoxes du Vaudois. Archétype du gros propriétaire foncier du XIX<sup>e</sup> siècle, le notable de Prévèrenge est séduit pendant des décennies par les idées «utopistes» de Gracchus Babeuf, d'Etienne Cabet et de Saint-Simon. Il adhère même un temps à la pensée de l'émigré allemand Wilhelm Weitling, ce qui lui vaudra vers 1845 des accusations de «communisme». Mais c'est surtout avec Proudhon, le pourfendeur de la propriété privée, qu'il établit des contacts étroits. Il semble que le principal dénominateur commun entre les deux hommes soit leur profonde aversion envers l'étatisme, de droite comme de gauche, qu'ils considèrent tous deux comme oppresseur par essence. Cela n'empêche pas le Vaudois (décidément pas à l'abri des contradictions!) de devenir conseiller d'Etat de 1845 à 1862 et de 1866 à 1878, le second plus long mandat dans l'histoire du canton. On peut donc sérieusement s'interroger sur l'influence réelle qu'a exercée Proudhon sur notre personnage. La nature de leurs liens avait d'ailleurs déjà provoqué, dans le passé, une polémique entre les historiens Olivier Meuwly et Marc Vuilleumier. C'est cette première partie du livre qui nous paraît la plus intéressante et la plus originale.

Puis O. Meuwly intègre Delarageaz dans le contexte de toutes les grandes questions de son époque, dans le canton et en Suisse: en particulier la question religieuse (subordination de l'Eglise réformée à l'Etat radical et création de l'Eglise libre); la question des chemins de fer (et notamment le conflit autour du tracé de la ligne de Berne par Lausanne); la guerre du Sonderbund où Delarageaz, par son intransigeance envers les cantons catholiques, surtout Fribourg, se démarque de la sage politique de réconciliation du général Dufour. Car Louis-Henri Delarageaz fait en même temps une belle carrière militaire, qui le conduira au grade de colonel fédéral. Il mettra notamment ses talents d'arpenteur-géomètre au service du pays, en organisant les défenses de Bâle, lors de la crise avec la Prusse de 1856-57, liée à l'affaire de Neuchâtel. Enfin l'auteur ne nous épargne aucun détail sur les conflits internes entre radicaux, conflits politiques mais souvent aussi de personnes, ni sur les nombreuses consultations électorales qui ponctuent un demi-siècle. Il est regrettable que, dans ces chapitres, l'ouvrage d'O. Meuwly pèche par surabondance et prolixité, et surtout par manque de hiérarchisation entre les événements. Dans ce long récit linéaire, où tout est mis à niveau, le lecteur a quelque peine à distinguer l'essentiel du secondaire, voire de l'anecdotique.



Les derniers chapitres réveillent cependant son intérêt. On y voit l'évolution par étapes de Delarageaz vers un conservatisme franchement réactionnaire. C'est sur le terrain favori de la réaction en Suisse dans la deuxième partie du XIX<sup>e</sup> siècle que le politicien vaudois rejoint celle-ci: le fédéralisme et le cantonalisme, par opposition à l'Etat centralisé qu'appellent de leurs vœux les radicaux «jacobins». Faut-il vraiment voir dans cette évolution l'influence *post mortem* de Proudhon, lui qui demandait pour la France «la constitution de quinze grandes régions s'administrant elles-mêmes»? En réalité la filiation est douteuse. Peut-être Delarageaz suit-il tout simplement sa pente naturelle de grand propriétaire terrien resté au tréfonds de lui-même solidement conservateur. C'est ainsi qu'il se montre un adversaire déclaré de l'impôt progressif. La gauche radicale, regroupée autour de la société d'étudiants Helvétia, s'oppose de plus en plus à lui. Une fraction de cette gauche, après 1890, fera le pas du socialisme. C'est ce hiatus chez Delarageaz entre la sympathie pour les idées avancées (il siège même comme délégué de la société de Grütli au congrès de la Première Internationale, qui se tient en 1867 à Lausanne) et son conservatisme politique et social de plus en plus affirmé qui rend le personnage un peu indéfinissable. Finalement chassé du Conseil d'Etat, reclus dans une solitude d'aigri, il meurt dans une certaine indifférence générale. Ce «quatrième grand» du radicalisme vaudois du XIX<sup>e</sup> siècle – avec Henri Druoy, Victor Ruffy et Louis Ruchonnet – méritait sans doute qu'une biographie exhaustive lui soit enfin consacrée.

*Pierre Jeanneret, Grandvaux*

Andreas Zangger: **Koloniale Schweiz. Ein Stück Globalgeschichte zwischen Europa und Südostasien (1860–1930)**. Bielefeld, Verlag transcript, 2011. 476 S., zahlreiche auch farbige Abb.

Ein weisser Fleck weniger! Die Dissertation von Andreas Zangger behandelt einen Aspekt des leider selten im Fokus der Historiker stehenden Themas von Schweizern in Asien. Geographisch beschränkt er sich auf die Region Singapur und Sumatra und endet zeitlich vor dem Beginn der japanischen Expansion, die während des Zweiten Weltkrieges für die Schweizer eine schmerzhaft Umwälzung ihrer Lebensumstände mit sich brachte.

Das Werk ist in drei Teile gegliedert, die jeweils mit einer ausführlichen Einführung beginnen. Im ersten wird auf die Situation der europäischen Kaufleute in Singapur eingegangen. Die Stadt gehörte seit 1819 zum britischen Empire, der Pionier Sir Thomas Raffles hatte dort einen Freihafen sowie eine gut funktionierende Verwaltung eingerichtet. Neben Chinesen strömten ab etwa 1860 auch Handelsleute aus Europa in die strategisch gut gelegene, rasch wachsende Siedlung. Die Verdienstmöglichkeiten waren dank diesen in Asien seltenen Einrichtungen sowie der völligen Steuerfreiheit enorm. Wagemutige Schweizer wollten hier ebenfalls ihr Glück versuchen, was mehreren gelang. Es entstand eine für Schweizer Verhältnisse bedeutende eidgenössische Kolonie. An Hand des unter den ersten eintreffenden Appenzeller Kaufmanns Conrad Sturzenegger und der früh vor Ort gegründeten und rasch gewachsenen Firma des Thurgauers Wilhelm Diethelm wird der Werdegang der Eidgenossen geschildert. In Anbetracht des Fehlens von schweizerischen Konsulaten hatten sie sich unter den diplomatischen Schutz einer Grossmacht zu stellen. Um geschäftlich erfolgreich zu sein, war zudem eine Anpassung auch an die gesellschaftlichen Gewohnheiten der anderen Europäer, Engländer, Niederländer und Deutsche, unumgänglich.



Damit war in unvermeidlicher Weise ein gewisses koloniales Auftreten verbunden. Loyalität mit fremden Gruppen ohne die eigene Identität zu verlieren, war die zu meisternde Aufgabe der Schweizer.

Die Fluktuation der Schweizer war gross, praktisch alle kehrten nach 5 bis 10 Jahren gerne, wie alle Europäer, wieder in die Heimat zurück.

Interessant ist der Exkurs über Firmenetiketten, dank denen die Schweizer Händler, wie die anderen Europäer, vor Ort Eigenmarken etablieren konnten. Ihre farbigen und exotischen Sujets mit Beschriftung in den vor Ort gängigen Sprachen Chinesisch, Malaiisch und Thai sind noch heute eine Augenweide. Abgesehen von einer kürzlich erschienenen Publikation wurde dieser bis heute modernen Marketingmassnahme in der historischen Forschung bis heute keine Beachtung geschenkt.

Der zweite Teil geht auf die Plantagen in Ostsumatra ein; die Insel gehörte zum niederländischen Kolonialreich. Der Anbau von Kaffee, Rubber und Tee wurde von Pionieren getätigt, die im Landesinneren völlig auf sich selbst gestellt waren. Neben zahlreichen Niederländern fanden sich früh über 50 Eidgenossen als Plantagenbesitzer, die Zahl der Schweizer als Angestellte erreichte 300. Fingerspitzengefühl im Umgang mit jeweils mehreren Hundert eingeborenen Arbeitern, ihren Aufsehern und eine robuste Gesundheit im ungesunden Tropenklima waren in erster Linie für den Erfolg und die erfolgreiche Rückkehr unabdingbar. Der für den Betrieb der Plantage nötige, beträchtliche Kapitalbedarf war ein weiteres, nicht einfach zu lösendes Problem.

Der dritte Teil der Publikation ist den Vernetzungen der Schweizer gewidmet, die nicht nur aus Kaufleuten bestanden. Auch Geographen, Naturforscher und Ethnographen waren in Sumatra präsent. Die ETH in Zürich war eine auch in den Niederlanden geschätzte Ausbildungsstätte für den Dienst in den Kolonien, überraschend ist die relativ grosse Zahl ihrer schweizerischen Absolventen, die dort ebenfalls eine Anstellung erhielten. Das Interesse der Schweiz an dieser aufstrebenden Region zeigte die Gründung von geographischen Gesellschaften, von denen diejenige von St. Gallen die am meisten wirtschaftsorientierte war. Diese legte grossen Wert auf das Einbinden von korrespondierenden Mitglieder, die vor Ort tätig waren. Für helvetische «Nestwärme» sorgten die bald vor Ort gegründeten Schweizervereine, die sich auch um die Heimkehr von gestrandeten Eidgenossen kümmerten.

Bei ihrer Rückkehr brachten die Schweizer neues, wertvolles kaufmännisches und wissenschaftliches Know-how nach Hause. Es öffnete sich nicht nur Kapital, auch die angewandte Forschung profitierte in vielfältiger Weise von den geknüpften persönlichen Verbindungen.

Das Werk lässt an Ausführlichkeit keine Wünsche offen. Dem Autor ist es gelungen, neben bekannten auch neue Quellen zu erschliessen, die sich teilweise im Familienbesitz und im Ausland befinden. Diese wurden mit grosser Sorgfalt ausgewertet, was dem Leser ein ebenso interessantes wie detailliertes Bild über die Zahl und die Situation der Schweizer vor Ort erlaubt. Ein Firmen- und Namensregister würde dem Leser die Handhabung des Buches erleichtern, eine Vergrösserung des gut ausgewählten Titelbildes mit den Schweizern könnte diese besser zur Geltung bringen.

Man wünscht sich noch zahlreiche weitere Publikationen zu diesem weiten und wenig bearbeiteten Thema.

*Stefan Sigerist, Schaffhausen*



Andreas Kley: **Geschichte des öffentlichen Rechts in der Schweiz.** Zürich/St. Gallen, Dike, 2011. 550 S.

Die historische Dimension geniesst in nichthistorischen Nachbardisziplinen der Geschichte ein erfreuliches und, man ist zu sagen geneigt, vielleicht sogar ein verstärktes Interesse. Daraus erwachsen der Geschichtswissenschaft willkommene Beiträge, etwa aus der Soziologie von René Lévy zur schweizerischen Sozialstruktur (vgl. SZG 2009, S. 467) oder, noch zu wenig beachtet, aus der Politologie von Wolf Linder, Christian Bolliger, Yvan Rielle ein hoch nützliches Standardwerk zu den Eidgenössischen Volksabstimmungen 1848–2007.

Jetzt liegt von Andreas Kley, dem Nachfolger von Alfred Kölz an der Universität Zürich, eine aus vielen aufschlussreichen Detailinformationen zusammengestellte Geschichte des öffentlichen Rechts in der Schweiz vor. Was mit diesem schlichten Titel daher kommt, ist eine sehr komplexe Geschichte mit teils getrennten laufenden, teils verwobenen Strängen der Ideengeschichte, des grundsätzlichen Rechtsverständnisses (mit dem ewigen Spannungsverhältnis zwischen Naturrecht und positivem Recht) und der konkreten Rechtsetzung bzw. Gesetzgebung sowie der parallel dazu sich entwickelnden Rechtswissenschaft und der Universitätsorganisation (etwa die fakultären Einordnungen, der zunehmenden Spezialisierung der Lehrbereiche oder der Universitätsgründungen im Falle Fribourgs/1889 und St. Gallens/1899) und schliesslich der Entwicklung des Berufsfeldes (der Bedarf an Gerichten und in der Verwaltung, das Wirken von «Kronjuristen»). Biografische Angaben zeigen, wie die Laufbahnen in einer Mischung aus vorgegebenen Mustern und individuellen Entscheiden verlaufen. Da kann man beispielsweise feststellen, dass ein Carl Vogt 1878–86 Chefredaktor der NZZ und zugleich Ordinarius mit allerdings reduziertem Pensum sein konnte. Ohne Berührungsscheu werden die frontistischen Frühphasen eines Hans Huber und Werner Kägi ausgebreitet, letzterer schwärmte in den 1930er Jahren von der «zentralen Wesenheit» des Volkes und hielt die Gewaltenteilung für überholt (S. 155ff. u. 174ff.).

Die Präsentation folgt verschiedenen Ordnungsprinzipien. Es gibt drei grosse Epochenkapitel: bis 1914, 1914–1960 und nach 1960. Nicht überraschend bildet im mittleren Kapitel 1945 eine leichte Zäsur. Dann gibt es je ein Kapitel zu den seit 1963 regelmässig durchgeführten Tagungen der schweizerischen Staats- und Verwaltungsrechtslehrer und zu den Theorien und Methoden der Wissenschaft vom öffentlichen Recht (insbesondere zur der um 1960 anlaufenden Totalrevision der Bundesverfassung, aber auch zur Weiterentwicklung des Sozialstaats, zum zunächst unterschätzten Menschenrechtsabkommen u.a.m.). Ein über 70 Seiten umfassender Anhang mit rund 200 Kurzbiografien und Biobibliografien zu den einschlägigen Gelehrten des öffentlichen Rechts (wovon 5 Frauen) beschliesst den Band.

Das chronologische Prinzip liess sich aber nicht streng durchhalten. Immer wieder finden sich wichtige Ausblicke auf spätere Vorgänge, im Kapitel «vor 1914» beispielsweise Exkurse zur Bedeutung der Konfessionszugehörigkeit in den 1970er Jahren (S. 77). Ein besonderes Augenmerk richtet der Verfasser auf die wechselseitigen Beurteilungen durch Kollegen und Rezensionen zu einzelnen Publikationen. Als wichtigster roter Faden zieht sich die Frage nach dem Verhältnis von Rechtswissenschaft und Politik durch. Ein anderer roter Faden wäre das Verhältnis zum Staat beziehungsweise die Einstellung zur Staatsquote. Die meisten Rechtsgelehrten dürften sich als nur oder in erster Linie dem Recht



verpflichtet verstanden haben. Wie aber engagierten sie sich in den Disputen, die man als grosse Auseinandersetzungen zwischen Rechts und Links einordnen kann? Einigermassen signifikant dürfte sein, dass um 1900 in den Debatten zum Proporzwahlrecht die Position der Freisinnigen auch von angesehenen Professoren mitgetragen wurde und die katholisch-konservativen und sozialdemokratischen Kontrahenten über keinen akademischen Support verfügten. Aufschlussreich sind auch die Abschnitte «Spuren der 1968er-Bewegung in der Staatsrechtslehre» (S. 284ff.) und zu Richard Bäumlin (S. 300ff.).

Kley widmet der Entwicklung des völkerrechtlichen Verständnisses wiederholt eigene Abschnitte. Er zeigt, dass die Stellung der Schweiz in Europa ein «altes und stets diskutiertes Problem» darstellt. Dieses Problem ergab sich zum einen aus dem auch und gerade von Rechtsexperten mitgetragenen Verständnis der Schweiz als Sonderfall. Ein Carl Hilty musste sich um 1893 von seinem Wiener Kollegen Edmund Bernatzik vorwerfen lassen, die Schweiz wie mit einer Chinesischen Mauer von Europa abschliessen zu wollen (S. 45, 335, 456). Bis Mitte der 1970er Jahre konzentrierte sich die Rechtslehre «nach innen» und dominierte ein «ausgeprägtes» Redit-Denken (S. 321), danach öffnete sich das Verständnis vermehrt für die internationalen Zusammenhänge. In den Jahren nach 1989 kam es in der Staatsrechtslehre offenbar zu einer weiteren Ablösung des anfänglich dominanten nationalkonservativen Denkens (S. 457).

Dem Historiker fällt auf, wie sehr sich auch dieses Werk auf die Auswertung der Sekundärliteratur des eigenen Fachs beschränkt, etwa betreffend der Einführung des Referendums, der Initiative und des Proporzwahlrechts, aber auch bestimmter Zeitumstände wie diejenigen um 1891, 1918 oder der 1930er Jahre. Historiker müssen sich aber fragen, ob sie sich nicht gleich verhalten. In der Einarbeitung der für die Geschichtswissenschaft gewinnbringenden Befunde dieses Werkes haben sie Gelegenheit, ihre eigenen Defizite abzubauen.

*Georg Kreis, Basel*

**Gilbert Grap: Differenzen in der Neutralität. Der Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz (1921–1934).** Zürich, Chronos Verlag, 2011. 157 S.

Als sich der «Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz» (VUS) 1921 konstituierte, war dies eine direkte Reaktion auf den ein Jahr zuvor durch Volk und Stände beschlossenen Völkerbundsbeitritt der Schweiz. Die kleine, jedoch einflussreiche Vereinigung, die einen elitären Kreis aus Akademikern, hohen Militärs, Politikern und Intellektuellen umfasste, versuchte durch Lobbyarbeit, publizistische Tätigkeit und aktive politische Partizipation Einfluss auf die schweizerische Aussenpolitik zu nehmen. Ihr politischer Kampf für die Abkehr von dem mit dem Völkerbundsbeitritt eingeschlagenen Weg der differentiellen Neutralität war geprägt durch die nationalkonservativen und teils reaktionären Überzeugungen ihrer Mitglieder.

Die politische Betätigung, die Vereinsideologie sowie vereinsinterne Spannungen angesichts des aufkommenden Frontismus stehen im Zentrum der Lizentiatsarbeit von Gilbert Grap. Die Studie ist auf den Zeitraum 1921–1934 beschränkt. Die tragende Rolle des VUS bei der «Eingabe der Zweihundert» Ende 1940 sowie die von schwindender Bedeutung gekennzeichneten Nachkriegsjahre sind nicht Teil der Studie. Diese und andere Themenkomplexe beabsichtigte Gilbert Grap im Rahmen einer Dissertation in Angriff zu nehmen, ein Vorhaben, das allerdings durch den überraschenden Tod des Autors auf



tragische Weise verhindert wurde. Im wertvollen Nachwort beleuchtet Jakob Tanner deshalb neben einer kurzen Charakterisierung und Verortung des isolationistischen VUS einzelne Stationen der Vereinigung zwischen 1934 und seiner Auflösung Ende der 1950er Jahre.

Anhand kontextueller Kapitel charakterisiert der Autor den ideologischen und gesellschaftlichen Nährboden, auf dem das reaktionäre Gedankengut des VUS gedieh. In Anlehnung an Konzepte von Hans Ulrich Jost und Ruedi Brasel-Moser betont Gilbert Grap vor allem das zunehmende Krisenempfinden von Teilen der Bevölkerung gegenüber der Moderne und die Herausbildung einer «reaktionären Avantgarde». In intellektuellen Milieus verdichtete sich die Kritik an «Parlamentarismus», Demokratie und liberaler Gesellschaftsordnung zu Staats- und Gesellschaftsvorstellungen, die ideologisch eine Basis für die rechtsgerichteten Erneuerungsphantasien der 1930er Jahre legten.

Im Hauptteil nimmt Gilbert Grap die Analyse der politischen Aktivitäten des VUS sowie seiner organisatorischen und ideologischen Struktur in Angriff. Als Quellenbasis dienen ihm in erster Linie Bestände aus dem Archiv für Zeitgeschichte. Darüber hinaus wurden das interne Mitteilungsorgan des VUS sowie die «Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur» (ab 1931 «Schweizer Monatshefte») in die Analyse miteinbezogen. Letztere waren zwar nicht offizielles Publikationsorgan des VUS, vertraten aber politisch dieselben Standpunkte und wiesen enge personelle Verflechtungen mit dem «Volksbund» auf. Gilbert Grap legt den Fokus auf das Wirken des VUS als politische Pressure-Group und Lobbyorganisation. blieb ihr direkter Einfluss auf Parlament und Regierung gering, vermochte die Vereinigung während des untersuchten Zeitraums über die direktdemokratischen Instrumente des Referendums und der Volksinitiative erheblichen Einfluss auf die nationale Aussen- und Innenpolitik zu gewinnen. Ein erster Erfolg stellte 1923 das Referendum gegen das Zonenabkommen mit Frankreich dar. Ein zweiter folgte 1928 mit der Lancierung einer Volksinitiative für das Verbot der Verleihung ausländischer Orden an Schweizer – eine nicht zuletzt durch die Frankophobie der Vereinigung motivierte Spitze gegen die Westschweiz. Der VUS zog sein Initiativbegehren schliesslich zugunsten eines Gegenvorschlags, der später vom Volk angenommen wurde, zurück. Anhand der Ordensverbotsinitiative vermag Gilbert Grap gut aufzuzeigen, unter welchen Vorzeichen der sich als aussenpolitische Vereinigung begreifende VUS in innenpolitische Belange einschaltete. Mit Blick auf die politische Betätigung bilanziert deshalb der Autor, dass für den «Volksbund» in den Jahren 1921–1925 die «Verteidigung der Schweiz» und 1925–1931 die «Verteidigung des Schweizerischen» im Zentrum gestanden hätten (S. 131).

Das Buch beleuchtet weiter die Ideologie des VUS und dessen Beziehung zu den frontistischen Bewegungen in der ersten Hälfte der 1930er Jahre. Gerade weil diese Abschnitte einen besonderen Mehrwert für die Forschung zur Zwischenkriegszeit bedeuten, wäre eine stärkere Gewichtung dieser den Hauptteil abschliessenden Kapitel wünschenswert gewesen. So wäre beispielsweise eine eingehendere Analyse der Feindbildkonstruktionen und der personellen Netzwerke spannend gewesen. Es ist aber davon auszugehen, dass solche Fragestellungen und gerade die Beziehung zum Frontismus in der vom Autor angestrebten Dissertation stärker zum Tragen gekommen wären. Die Ideenwelt des VUS war, und dies zeigt sich in den Resultaten der Studie deutlich, von einer starken Germanophilie geprägt. Für ihn war ein starkes Deutschland der Garant



für die Unabhängigkeit der Schweiz. Allerdings war die Germanophilie der älteren Generation im Volksbund anders motiviert als jene der jüngeren. Idealierte die Generation eines Theophil Sprecher von Bernegg das preussisch und autoritär geprägte Deutsche Kaiserreich, führte die Germanophilie der «Generation der Söhne» (S. 135) in Richtung Frontismus und zu Sympathien gegenüber dem Nationalsozialismus. Gerade die Nähe jüngerer Mitglieder zum Frontismus führte zu internen Spannungen, die schliesslich zur Ablösung sowohl nationalliberaler als auch frontistischer Mitglieder vom VUS führten. So brach der VUS 1934 mit Hans Oehler, da dieser als Redaktor die «Monatshefte» dem Frontismus geöffnet hatte und zu einem der wichtigsten Ideologen der rechts-extremen Erneuerungsbewegungen geworden war.

Das lesenswerte Buch von Gilbert Grap ist gut geschrieben und schliesst eine Lücke in der Forschung zur Geschichte der Schweiz in der Zwischenkriegszeit – ein Zeitraum, für den noch viel Forschungsarbeit zu leisten wäre. Seine Analyse des politischen Aktivismus und der ideologischen und organisatorischen Struktur des am äusseren rechten Rand politisierenden VUS leistet insbesondere einen wertvollen Beitrag zur Erforschung rechtsintellektueller Netzwerke wie auch zur Politik- und Neutralitätsgeschichte der Schweiz.

*Thomas Metzger, Freiburg i.Ü.*

**Laura Polexe: Netzwerke und Freundschaft. Sozialdemokraten in Rumänien, Russland und der Schweiz an der Schwelle zum 20. Jahrhundert.** Göttingen, V&R unipress, 2011. 270 S., 8 Abb. (Reihe: Freunde – Gönner – Getreue. Studien zur Semantik und Praxis von Freundschaft und Patronage, Band 3).

Wie funktionieren Freundschaft und Netzwerk in der sozialdemokratischen Welt zur Zeit der Wende zum 20. Jahrhundert? Dieser Frage widmet sich die Dissertation von Laura Polexe. Das Forschungsgebiet ist dabei nicht nur zeitlich klar abgegrenzt – als Wende zum 20. Jahrhundert definiert Polexe den Zeitraum zwischen der Gründung der «Gruppe zur Befreiung der Arbeit» 1883 und der Russischen Revolution sowie der letzten Konferenz der Zweiten Internationalen in Stockholm 1917 –, sondern auch geografisch (Rumänien, Russland und Schweiz). Diese Länderauswahl liegt wahrscheinlich in erster Linie in der Biographie der Verfasserin begründet, sie schreibt aber auch von der Bedeutung der Schweiz als Asyl- und Land mit grossen Kolonien russischer und anderer ausländischer Studenten sowie von der geografischen Lage Rumäniens, die dazu führte, dass dieses Land als Bindeglied zwischen den im Ausland lebenden Sozialdemokraten und deren Organisationen im Russischen Reich fungierte. Innerhalb dieses zeitlichen und geografischen Raumes zeichnet sie die Entstehung und den Zerfall von sozialdemokratischen Netzwerken, die Bedeutung von Freundschaft und persönlicher Beziehungen nach, also den Gesamtverlauf der Entwicklung zwischenmenschlicher Verhältnisse.

Die Arbeit ist in vier Teile gegliedert. Im ersten Teil wird der aktuelle Forschungsstand beschrieben, werden ausführliche Überlegungen zu Theorie und Methode angestellt sowie grundlegende theoretische Begrifflichkeiten geklärt, wie z.B. Internationalismus und Sozialismus / Sozialdemokratie, Netzwerk, Freundschaft. Der zweite Teil, Internationale Sozialdemokratie und Netzwerke, geht auf die Vorgeschichte und Ausgangslage der sozialdemokratischen Bewegung ein. Im dritten Teil werden Netzwerke und Diskurse innerhalb der Zweiten Internationalen erläutert. Der Schwerpunkt liegt dabei auf Begegnungsorten. Im



vierten und letzten Teil schliesslich geht es um einzelne Freundschaftsbeziehungen, um Bekanntschaften und Korrespondenzen, wobei ein separates Unterkapitel auf die Frauen in der Sozialdemokratie eingeht. Die Hauptprotagonisten in Polaxes Untersuchung sind Cristian Racovski, Lev Trockij, Constantin Dobrogeanu-Gherea, Pavel Aksel'rod, Robert Grimm, Rosa Grimm, Hermann Greulich, Karl Kautsky, Lydia Dan und Georgij Plechanov, die nicht nur aufgrund ihrer Stellung innerhalb der Sozialdemokratie ausgewählt worden sind, sondern auch aus praktischen Gründen: Ihre Nachlässe sind gut zugänglich.

Die Quellenlage, mit der Polaxe gearbeitet hat, ist sehr reich: In erster Linie arbeitet sie mit Selbstzeugnissen. Briefwechsel sollen dabei Antworten geben auf die Fragen nach der Rolle und der Vernetzung einzelner Akteure, sie zeigen den Weg des Informationsflusses auf und liefern detaillierte Daten über Verhältnisse der Personen untereinander. Zur Ergänzung werden Lebensläufe, Zeitungsartikel, Lektürelisten und Broschüren herangezogen.

Anhand dieser beachtlich umfangreichen Quellenarbeit kam Polaxe zu dem Ergebnis, dass reale und virtuelle Begegnungsorte als Ausdruck der proletarischen Freundschaft zu sehen sind. Bekanntschaften, die innerhalb der sozialdemokratischen Netzwerke geschlossen wurden, konnten sich zu tieferen, persönlichen Freundschaften entwickeln, wobei sie feststellen musste, dass eine Abgrenzung zwischen nur freundschaftlichen und Liebesbeziehungen schwierig zu eruieren ist. Zwar sind viele Korrespondenzen durch ein starkes Mass an Intimität geprägt, sexuelle Beziehungen seien jedoch schwierig nachzuweisen.

Das Spezifische einer proletarischen Freundschaft sieht Polaxe darin, dass durch die Freundschaft als politisches Organisationskonzept innerhalb der sozialdemokratischen Gemeinschaft eine Art gesellschaftliches Distinktionsmerkmal wirksam wurde, durch das zwischen dazu Gehörenden und Fremden unterschieden wurde. Durch Schlagworte wie «Freund» oder «Bruder» wurde eine fiktive Verwandtschaft hergestellt; die Mitglieder, die zum Teil wegen ihrer politischen Überzeugung Verfolgungen ausgesetzt waren, wurden dadurch zu Mitgliedern einer engen Gemeinschaft oder einer grossen Familie. Durch die eingehende Beschäftigung mit Biographien und Korrespondenzen war es möglich, zwischen der «nur» proletarischen Freundschaft und einer privaten, intimen Beziehung zu differenzieren. Interessant ist dabei, dass sich die Freundschaft zwischen Sozialdemokraten an bürgerliche Formen anlehnt, sich aber trotzdem durch eine spezifische Semantik und eigene Rituale von diesen unterscheiden.

Durch den kombinierten Ansatz von Biographie, Lebenswelt- und Netzwerktheorie ist es Polaxe gelungen, einen neuen Zugang zur Geschichte der Zweiten Internationale zu gewinnen. Dadurch dass sie die Handlungen und Entscheidungen der Akteure aus der Perspektive persönlicher Bindungen betrachtet, werden diese lebensnaher und nachvollziehbarer. Zudem konnten durch die verschiedenen geografischen Räume (Russland, Rumänien, Schweiz) transnationale Beziehungen nachgezeichnet werden, die nicht nur politische Bündnisse oder Zweckfreundschaften waren, sondern teilweise in tieferen Freundschaften resultierten. Polaxe hat durch die Untersuchung von Selbstzeugnissen neue Aufschlüsse über die Selbstwahrnehmung der behandelten Protagonisten geben können.

Für zukünftige Forschungen wäre es wünschenswert, jüdische Akteure innerhalb der Sozialdemokratie, die in dieser Arbeit mehrheitlich ausgeklammert wurden, verstärkt einzubeziehen.

*Sabina Bossert, Basel*



Peter Michael Keller: **Cabaret Cornichon. Geschichte einer nationalen Bühne.** Zurich, Chronos Verlag, 2011. 425 p., ill. Collection Theatrum Helveticum (12).

Fin 1933, l'auteur suisse Walter Lesch et le dramaturge allemand Otto Weissert décident ensemble la création du Cabaret Cornichon à Zurich. De 1934 à 1951, l'institution connaîtra une histoire plurielle, décortiquée avec brio par Peter Michael Keller.

Qu'est-ce que le Cornichon? Un cabaret né en réaction à la montée du nazisme? un cabaret politique? résistant? Avant toute chose, l'historien définit ce qu'il *n'est pas*: un théâtre *underground* subversif. Au cours de la seconde moitié du XX<sup>e</sup> siècle, un mythe s'est construit, cristallisant une image de Cornichon résistant au nazisme d'abord, puis au gouvernement suisse. Avec panache, Peter Michael Keller va déconstruire ce mythe par l'analyse minutieuse des textes, sans toutefois se concentrer uniquement sur cette question et en examinant la dose critico-satirique qui a bel et bien existé, même sporadiquement, au sein de ce cabaret.

Avant de voir s'ouvrir le rideau sur les quatre phases que l'historien dégage de l'aventure du Cornichon (les années 30, la guerre, l'après-guerre et le Cornichon du souvenir), le lecteur passe par un certain nombre de préambules.

Tout d'abord, les études consacrées au thème générique du cabaret sont passées au crible. On mesure d'emblée la complexité de l'exercice de définition et de la typologie de ce type d'institution théâtrale. Au cours de ces chapitres introductifs, Peter Michael Keller intègre heureusement régulièrement dans ces débats le cas du Cornichon. Il ne se prononce pas pour une catégorisation rigoureuse et propose un diagramme qui admet la diversité. L'historien insiste avec raison sur le caractère hélas fragmentaire et/ou confus des sources et les difficultés qui en découlent, particulièrement dans le cadre de la recherche sur le cabaret et son caractère éphémère. Il conclut ce chapitre avec l'exemple emblématique d'un texte du Cornichon datant de 1935 mettant en scène des colons suisses découvreurs d'une île qui s'empressent de recréer une Suisse où l'on installe très tôt des barrières entre les propriétés... Ce texte a été rejoué et retravaillé plusieurs fois, se déclinant en trois versions sujettes à des différences d'interprétations notoires et montre ainsi quelques stratégies de recontextualisation, voire de manipulations opérées par les membres du Cornichon selon l'époque à laquelle les numéros sont joués ou publiés.

L'historien aborde ensuite Zurich et les débuts du cabaret en Suisse. Il relativise le côté innovant de la scène théâtrale zurichoise et cette distance critique avec son objet de recherche, observée tout au long de son étude, est très appréciable. On entre dans le vif du sujet en observant les parcours croisés et la relation mi-concurrentielle, mi-amie du Cornichon et du Cabaret Pfeffermühle fondé par Erika Mann qui a fui l'Allemagne nazie avant de développer en Suisse son cabaret satirique avec un certain succès. Peter Michael Keller aborde au passage la problématique des exilés allemands comme celle de Weissert et de l'apport étranger, tantôt assumé, tantôt nié par Lesch. Weissert obtiendra son permis de séjour par l'entremise de Lesch qui entretient une amitié, sans doute intéressée, avec H. Rothmund, chef de l'office central de la police des étrangers. L'historien opère un détour par l'histoire du théâtre suisse partagé entre la tradition du théâtre amateur suisse et celle du théâtre professionnel étranger. Puis, il aborde avec pertinence la question de la « Verschweizerung » du théâtre et de la culture au second quart du XX<sup>e</sup> siècle. Le Cornichon s'y inscrit sans



équivoque en présentant bon nombre de numéros en dialecte, en employant presque exclusivement des artistes suisses, en jouant officiellement dans le cadre de la *Landi* de 1939 ou pour les soldats pendant la guerre. Avec ses stars, Elsie Attenhofer, Zarli Carigiet ou Emil Hegetschweiler – connus également pour les films très populaires dans lesquels ils ont joué tels que *Le Fusilier Wipf* – le cabaret connaîtra un énorme succès et imprégnera durablement le paysage culturel suisse alémanique.

Peter Michael Keller décrit à merveille le premier Cornichon, celui des années 30, qui développe des programmes critiquant notamment les dérives totalitaires des pays voisins, par exemple avec le numéro «A et B» représentant Hitler et Mussolini en malades mentaux dans une clinique. S'ensuit une période (1939–1942) où le Cornichon, paralysé par la censure ou l'autocensure mais aussi par le climat de guerre, présente principalement des programmes de propagande exaltant l'unité et la neutralité suisses face à l'étranger. L'après-guerre, selon Keller, commence pour le Cornichon en 1942 et correspond aux premières défaites allemandes. Lesch et Weissert osent alors de nouveau la critique envers l'étranger mais ne formulent aucune attaque contre le gouvernement suisse et sa politique d'asile. Le terrain aurait été fertile... Après-guerre, l'ennemi nazi sera remplacé par l'ennemi communiste. Le Cornichon va alors largement développer un anticommunisme parfois primaire, ce qui représente un paradoxe notoire avec l'image qu'il renvoie malgré lui, celle d'un cabaret de gauche. Dürenmatt, appelé à écrire pour le Cornichon au tout début de sa carrière, apportera une touche critique qui n'existait plus au sein du cabaret. Il sera muselé par la direction du Cornichon qui ne se reconnaît pas dans ses textes trop mordants et qui ratera au passage une belle occasion de se renouveler. La fin du Cornichon est principalement liée à un conflit de personnes entre Weissert et Lesch, dont les orientations politiques différentes, en ce climat bipolaire de guerre froide, ne pouvaient plus survivre conjointement à la tête du cabaret. Jusqu'à la fin de la guerre, le cabaret avait développé d'habiles stratégies pour ne brusquer personne et être perçu comme n'étant ni de droite ni de gauche. Peter Michael Keller montre finalement avec pertinence comment le mythe du Cornichon résistant s'est formé et perdure encore.

Cette recherche détaillée est enrichie de diagrammes qui exposent la proportion des thématiques du Cornichon au gré des époques, d'un récapitulatif des programmes et des protagonistes ainsi que d'un cd-rom contenant un index des numéros joués.

Tout en s'efforçant de ne jamais perdre de vue l'environnement social, politique et culturel du cabaret, Peter Michael Keller répond très bien à l'un des objectifs principaux qu'il s'était fixé: jauger le caractère politique du Cornichon. Enfin, notons que l'historien ne s'égare pas dans l'anecdotique, le biographique, ou dans la critique purement littéraire, pièges de ce type d'étude. Le lecteur perçoit finalement un Cornichon légèrement schizophrène à plusieurs niveaux, entre modernité et antimodernité, entre apologie du rural et ancrage urbain, entre critique et soumission. Il est, pour utiliser le terme de Keller, un divertissement *mainstream*, la plupart du temps inoffensif qui pousse toutefois le spectateur à réfléchir, ça et là.

*Tiphaine Robert, Fribourg*



Gregor Spuhler: **Gerettet – zerbrochen. Das Leben des jüdischen Flüchtlings Rolf Merzbacher zwischen Verfolgung, Psychiatrie und Wiedergutmachung.** Zürich, Chronos Verlag, 2011. 229 S. (Veröffentlichungen des Archivs für Zeitgeschichte des Instituts für Geschichte der ETH Zürich, Band 7).

Der Historiker Gregor Spuhler erzählt in seinem Buch die Lebensgeschichte von Rolf Merzbacher, ein Leben, das sich, wie der Titel verrät, zwischen Verfolgung durch die Nationalsozialisten, psychischer Erkrankung und jahrzehntelanger Aufenthalte in psychiatrischen Kliniken sowie Rechtsstreiten um Wiedergutmachung abspielte. Der Autor setzt sich in seinem Buch das Ziel, «Selbstverständlichkeiten aufzulösen, die Konfrontation eines einzelnen Menschen mit anderen Menschen und mit Institutionen genauer zu betrachten», um so über die Singularität des Falles hinaus «ein tiefer gehendes Verstehen der damaligen Gesellschaft» (S. 17) zu erreichen. Dabei will er sich der «Fallanalyse», die in der Medizin, der Rechtswissenschaft und den Sozialwissenschaften üblicher ist als in der Geschichtswissenschaft, bedienen, denn bei Merzbacher handelt es sich, so der Autor, «um einen historisch relevanten Fall, der in gewissen Bereichen Exemplarität beansprucht, ohne selbst Exempel zu sein» (S. 16). Dabei geht er chronologisch vor.

Im ersten Kapitel zeichnet er die Geschichte der Eltern Merzbacher nach. Die Zeitspanne ist so gewählt, dass sich die erfolgreiche Karriere des Vaters als Arzt im württembergischen Öhringen mit der Entrechtung und Vertreibung der einst respektierten und integrierten Familie kontrastieren liess. Das zweite Kapitel schildert die Jahre 1938 bis 1940, in denen die Eltern ihre zwei Söhne in die Schweiz in die Sicherheit schickten. Während sich Werner schnell eingewöhnen konnte, zeigte Rolf grosse Schwierigkeiten. Spuhler macht deutlich, dass der Jugendliche die Judenverfolgung und Emigration als Bruch in seiner Biographie wahrnahm. Insbesondere die Berufswahl machte dem jungen Mann Schwierigkeiten, galt er doch als guter Schüler und wünschte sich wie sein Vater Medizin zu studieren. Durch seinen Emigrantenstatus, den er nach Beendigung der Schulzeit hatte, war ihm jedoch jegliche Erwerbsarbeit verboten – er sollte als nur vorübergehend Geduldeter, seine Weiterreise vorbereiten. Kapitel drei widmet sich der Deportation der Eltern nach Gurs und dem Briefwechsel der Eltern mit den Söhnen. Gegenseitige Sorge und die Hoffnung, doch noch ein Visum für Übersee zu erhalten, machen die zwei Jahre 1940 bis 1942 aus.

Das Emigrantenleben zwischen der Gärtnerlehre in Bottighofen und Tägerwilen, dem Emigrantenlager in Davesco, einem kurzen Aufenthalt in Kreuzlingen und wieder Tägerwilen wird im vierten Kapitel anhand von Selbstzeugnissen aufgearbeitet. Obwohl Merzbacher in dieser Zeit sich erstmals einer Therapie unterzog, versuchte er noch, sein Leben selber zu steuern. Spuhler zeigt, wie der junge Mann zwischen eigenen Wünschen, Bestrebungen, diese umzusetzen, politischen und gesetzlichen Einschränkungen und Zwang sowie der sich abzeichnenden psychischen Krankheit gefangen war. 1944 trat Merzbacher freiwillig in die psychiatrische Klinik in Münsterlingen ein. Ab 1942 war er regelmässig für ambulante Behandlungen dort. Diese Zeitspanne wird im fünften Kapitel behandelt. Der Autor zeigt in diesem Kapitel, wie sich Merzbacher die Meinung der Psychiater, die Schizophrenie, die 1943 diagnostiziert wurde, lasse sich auf erbliche Belastung zurückführen, zu eigen machte. Merzbacher gab zuvor an, seine Geistesabwesenheit und Unsicherheit käme von der Trennung



der Eltern und deren unsicheren Schicksals, vom Verlust einer familiären Anbindung und der Unmöglichkeit, seinen Berufswunsch zu erfüllen. In Kapitel sechs werden die zahlreichen Versuche, den nun entmündigten Emigranten nach Ende des Krieges auszuweisen, thematisiert. Ohne Rücksicht auf den psychischen Zustand des Patienten wollte man den Unerwünschten loswerden. Deutlich wird dabei, dass die einzelnen Kantone die Weisungen des Bundes unterschiedlich interpretierten. Der Kanton Thurgau verweigerte Merzbacher das Dauer asyl. Im zweitletzten Kapitel werden die langwierigen Rechtsstreite um eine Wiedergutmachung nachgezeichnet. Hierin wird die Rolle der psychiatrischen Gutachten deutlich, denn bei Merzbacher ging es um weit mehr, als um die Rückerstattung gestohlener Vermögenswerte, es ging um «Wiedergutmachung» psychischer Schäden. Gutachter hatten zu klären, inwiefern die frühe Trennung von den Eltern sowie die spätere Deportation und Ermordung der Eltern als Ursache für seine psychische Erkrankung zu gelten haben oder ob eine familiäre Belastung, also eine Vererbung der Schizophrenie, vorliege. Unterschiedliche Lehrmeinungen trafen dabei aufeinander. Im achten Kapitel thematisiert der Autor die Auseinandersetzung der involvierten Protagonisten mit der Geschichte: Rolf Merzbacher, der sich nicht mehr an die Judenverfolgung und die Ermordung seiner Eltern erinnern konnte, einen ehemaligen Psychiater, der sich hinter die Therapiemethoden seiner Zeit stellte (Merzbacher unterzog sich zahlreichen Elektroschock- und Schlaftherapien), aber auch die Familie, die das Haus der Arztfamilie in Öhringen nach der Vertreibung der Familie übernahm.

Das Leben Rolf Merzbachers zu erzählen und in einem Buch einer breiteren Leserschaft bekannt zu machen, ist mehr als berechtigt. Gregor Spuhler ist es gelungen, dieses wahrlich schwierige Schicksal anhand einer breiten Quellenbasis zu rekonstruieren und zu problematisieren. Es bleibt jedoch bis zum Schluss unklar, was diese Darstellung von anderen modernen biographischen Ansätzen in der Geschichtswissenschaft abgrenzt. Der methodische Zugang der «Fallanalyse» wird eingangs des Buches erwähnt, dann aber an keiner Stelle mehr aufgegriffen. Als weiterer Kritikpunkt sind die zahlreichen Redundanzen anzufügen, die das Lesen zeitweilig mühsam machen. Dies ist umso bedauerlicher, als Spuhler eine eindruckliche Biographie gelungen ist, die einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Schweiz zur Zeit des Nationalsozialismus darstellt, hinter die grossen Darstellungen schaut und anhand einer Lebensgeschichte Handlungsmuster und -spielräume aufzuzeigen mag.

*Stefanie Mahrer, Basel*

Beatrice Montanari Häusler: **Bildung als Auftrag. Die Volkshochschule beider Basel im Wandel ihres Publikums und Programms (1969–2009).** Basel, Schwabe Verlag, 2011.

Die Volkshochschule Basel ist die älteste Bildungseinrichtung ihres Typs in der Schweiz; mit Gründung 1919 ist sie allerdings nur unwesentlich älter als die Berner Volkshochschule (ebenfalls 1919) und jene von Zürich (1920). Die Basler Volkshochschule wurde – anders als in Zürich – aus der Universität heraus geboren und ist im Sinne dieser Gründung und der daran anschliessenden Tradition stärker mit der Universität verbunden als andere Volkshochschulen der Schweiz. Ebenfalls eine Sonderstellung nimmt die Basler Institution ein, weil ihre Geschichte besser aufgearbeitet ist als die übrigen. Das hat zum einen mit der pionierhaften Leistung von Markus Mattmüller aus den 1970er Jahren zu



tun,<sup>1</sup> andererseits mit der vorzustellenden Arbeit von Beatrice Montanari Häusler, welche die Basler Tradition mit ihrer Dissertation auf 356 Seiten fortsetzt.

Nach einführenden Kapiteln zur Frühgeschichte der Arbeiter- und der Erwachsenenbildung, der Extended-University-Bewegung sowie der Gründungsphase der Volkshochschulen in der Schweiz hält Montanari zunächst ein Plädoyer für *Lifelong Learning*, das sie als «ökonomische Notwendigkeit» betitelt, und analysiert die bildungspolitische Dynamik der Erwachsenenbildung in der Schweiz sowie in den beiden Kantonen Basel-Stadt und Basel-Landschaft. Sie widmet sich sodann institutionellen und finanziellen Fragen, vor allem auch den Beziehungen der Volkshochschule zur Universität, sowie der spezifischen Volkshochschulform der *Senioren-Universität* (die ebenfalls erstmals in Basel in der Schweiz auftrat).

Haupt- und Schwerpunkt der Arbeit sind schliesslich die Kapitel über das Selbstverständnis der Volkshochschule, über die Entwicklung des Programmangebots sowie über das «Publikum». Während die Analyse des Programmangebots methodisch relativ einfach daherkommt und in der Durchforstung der angebotenen Kurse und ihrer Gruppierung – für die Geschichte und die Sprachen mit einem besonderen Fokus – besteht, war die Erhebung repräsentativer Angaben zum «Publikum» schon komplizierter. Montanari führte zu diesem Zweck eine aufwendige Umfrage durch, die allerdings eine sehr instruktive und materialreiche Ausbeute zu Tage brachte: Nicht nur konnten die soziale und kulturelle Zusammensetzung der Kursteilnehmenden – dank früherer Erhebungen sogar in historischer Dimension – analysiert und dargestellt werden, auch zur Interessens- und Motivationslage, zu den Erwartungen und zu festgestellten Wirkungen von Volkshochschule konnten Aussagen gewonnen werden.

Institutionengeschichte hat häufig einen schalen Beigeschmack, indem die Konzentration auf eine individuelle Institution zu einer schiefen Gewichtung führt, in der die Einbettung in die generelle Entwicklung zu kurz kommt. Im vorliegenden Fall ist nicht nur die Einbettung gut gelungen, auch das Porträt über eine wichtige Institution und ihr Anliegen – Erwachsenenbildung – ist überzeugend.

Sebastian Brändli, Zürich

### *Allgemeine Geschichte / Histoire générale*

Arlette Farge: **Der Geschmack des Archivs**. Göttingen, Wallstein, 2011. 118 S.

Der Geschmack hatte es bis vor einigen Jahren schwer in der Geschichtswissenschaft, ebenso wie das Fühlen. Beide sind sie nach Kant als «»Nahsinne«» gegenüber den «Fernsinnen» Sehen und Hören minderwertig. Und so ist das Archiv oft das unvermeidliche Übel, in das man sich begibt, um «noch nicht» ediertes Material zu sichten und mit mehr oder weniger gefüllter Festplatte wieder zu verlassen. Dass es so einfach nicht ist, sondern dass das erlebte Archiv seine eigene Erforschung mitschreibt, verdeutlichen paradigmatische Arbeiten im Umfeld der historischen Anthropologie wie jene von Robert Darnton, Nata-

1 Markus Mattmüller, *Volkshochschule in Basel und Zürich. Zur Geschichte der Erwachsenenbildung in der Schweiz*. Bern 1976.